

Meinrad Lienert. Das Hochmutsnährchen

Autor(en): **Eschmann, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **9 (1911-1912)**

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748812>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

und wenn diejenigen einer der sieben genannten Klassen die der andern an Zahl, Stärke und Motivationskraft überwiegen, so können wir von einer sinnlichen, ästhetischen usw. Gesinnung sprechen. Eine harmonische Gesinnung im Gegensatz zu diesen einseitigen Typen liegt vor, wenn alle Wertschätzungen ungefähr im Gleichgewicht stehen. Wer die sinnliche Gesinnung sittlich billigt, wird Hedonist genannt, wer die ästhetische bevorzugt, Ästhetist usw. Die Namen sind Hedonist, Ästhetist, Intellektualist, Intellektualist (logische Gesinnung wird sittlich zu höchst gewertet), Egozentrist (egoistische Gesinnung hochgestellt), Heterophilist (altruistische Gesinnung hochgestellt), Rigorist (sittliche Gesinnung hochgestellt), Mystizist (religiöse Gesinnung zu höchst gewertet), Harmonist. Professor Dürr bekennt sich als rigoristischen Egozentristen, oder, was gleichbedeutend ist, als individualistisch gerichteten Rigoristen. Das heißt folgendes: der Rigorist billigt sittlich die Gesinnung, welche sagt: etwas ist gut, weil es sittlich gebilligt wird, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob es dem betreffenden Individuum oder der Gesellschaft nützt oder keinem von beiden; wir sollen um der sittlichen Billigung willen so handeln, dass unser Verhalten unsere sittliche Billigung findet. Der Egozentrist (Egoist) schätzt sittlich die Gesinnung wert, welche die Güter des Ego am höchsten stellt. Diese sind in erster Linie die Selbstachtung oder die Integrität der eigenen sittlichen Persönlichkeit, religiöses Gefühl und andere solche innere Besitztümer mehr, hierauf Ehre als Schätzung bei den andern, Gesundheit, Reichtum usw. Der rigoristische Egozentrist, beziehungsweise egozentristische Rigorist unterscheidet sich vom Egoisten im alltäglichen Sinne durchgreifend dadurch, dass ihm das Gewissen befiehlt, was den Egoisten seine Klugheit heißt, und dass er das Gewissen als obersten Wert einschätzt. Professor Dürr wertet das Gewissen mit utilitaristischer Begründung; wenn dasselbe außer dem positiven Gefühl der sittlichen Billigung nur verderbliche Wirkungen für den Träger hätte, würde er gegen Gewissen und Moral Front machen, aber das Gewissen ist für den, der es besitzt und betätigt, zugleich der größte außersittliche Wert; wer es nicht hat, oder ihm nicht folgt, zerbricht und wird zerbrochen. Dürr nennt die Tatsache des außersittlichen Wertes des Gewissens seine „individualistische Funktion“; das Optimum dieser will er als leitendes Prinzip für alle Arbeit an der Verbesserung der Sittlichkeit angesehen wissen.

BERN

O. VOLKART



MEINRAD LIENERT: DAS HOCHMUTSNÄRRCHEN¹⁾

Ein allerliebtestes historisches Romänchen, umspinnen von der Poesie des regen Walddorfes Einsiedeln, durchjauchzt von den wilden Buben und Mädchen, beschattet von den schweren Kriegswolken, die am Ende des achtzehnten Jahrhunderts von Frankreich her über die Schweiz aufstiegen, und doch wieder überleuchtet von ladendem, herzerfrischem Humor. An allen Ecken und Enden guckt er hervor, aus den kecken, schelmischen Augen Heleneli Gyrs, sprudelt aus seinem naiven Plaudermäulchen und

¹⁾ Erschienen bei Huber & Co. in Frauenfeld.

blitzt auf in allerlei lustigen Bildern und Spielen, sitzt dem alten, abgequälten Dorfschulmeister, dem Napolitaner, im Nacken und seiner Ehefrau, der Annakathri, die die Wildfänge noch besser im Zaume hält als ihr Plazi. Und erst bei der Kinderkomödie des Dreikönigsabends, wo die wackeren Schauspieler Kunst und Wirklichkeit nicht trennen können und Delila-Heleneli erst auf eindringliches Zureden der Mutter Simson-Battistelis sich entschließt, ihrem Schatz die schönen Kraushaare abzuschneiden.

Das Pfauenwirtstöchterlein, die Heldin im eigentlichsten Sinne des Wortes, ist ein kluges, unternehmungslustiges Quecksilberchen, das mit den Dorfbuben sich tummelt und die neuesten Revolutionsereignisse, deren Kunde eben aus Frankreich hereinströmt, nach seiner Art aufführt. „Juhuu! die Königin von Frankreich wird hingerichtet!“ wiederhallt es auf dem Dorfplatz. Noch ahnt es nicht, dass bald die französische Kriegsfurie in sein Heimatländchen rast und so schmerzlich in sein eigenes Schicksal greift. Und sie kommen, die wilden Horden, anno 1798 schrecken sie die Waldeute in die umliegenden hohen Wälder, plündern und gehen gar daran, den vierzehnröhrigen Frauenbrunnen mit den Äxten einzuschlagen. Jesus! Dieses Heiligtum dürfen sie nicht zerstören! Das mutige Heleneli stürmt mitten unter die Feinde und weiß den General Nouvion mit Bitten, Versprechungen und lebenswürdigen Handreichungen so zu bestriicken, dass der Brunnen gerettet ist und ihm gar zu eigen geschenkt wird. So hat es doch mehr als alle Amazonenjungfrauen geleistet, die der alte Dorfschulmeister in der größten Not für den Krieg eindrillte. Das hatte es nicht mitmachen können und wollen, „auf dem Dorfplatz vor allen Leuten herumexerzieren und bajazzeln“. Warum nicht? Es ist ein kleines Hochmutsnärrchen. Am meisten litt darunter sein Schatz, der wilde und durch die herben Zeiten mürbe und brauchbar gewordene Gerbebattisteli. Was würde man sagen, wenn es vor allem Volk mit ihm herumscharwenzelte! Jetzt aber ist die Zeit erfüllt, und seine Heldentat empfängt vom General selbst die schönste Weihe, die Verlobung der unzertrennlichen Jugendgespielen, die schon vor Jahren in einer glücklichen Stunde und mit hellem Jubel ihre Agnus Dei-Herzchen und unbewusst ihre eigenen, klopfenden, vertauscht hatten.

Das patriotische Feuer, das in Heleneli glüht, springt auch auf den Gerbebattisteli über. Er kann es wahrlich brauchen, der „eines nichtigen Weiberfähnchens“, nicht des bedrohten Vaterlandes wegen aus dem österreichischen Heer des Erzherzogs Karl über den Rhein nach Hause desertiert ist. Den Vorwurf der Feigheit darf er nicht auf sich sitzen lassen. Er rückt auf Leben und Tod mit seinen Waffengefährten aus. Gegen die Franzosen! Die niedergemetzelte Schweizergarde schreit nach Rache. Wie prächtig rauscht das Lied vom „roten Schweizer“ an der Kirchweih durch den Pfauensaal!

Meinrad Lienert hat in dieser Geschichte ein Kabinetstücklein seiner Kunst geleistet. Es trägt ganz seinen festen, auf den ersten Blick erkennlichen Stempel und glänzt in köstlichen Einzelheiten, in drollig-komischen Szenen und Einfällen. Dem Motiv, dessen Kern übrigens historisch ist, das auch den Dichter schon im „Schwäbelpfyfli“ zur Gestaltung lockte (Dr Frauebrunne), haftet etwas Anekdotisches an und somit die große Schwierigkeit, das fast zufällige Ereignis in eine umfängliche Erzählung auszubauen. Meinrad Lienert ist in seine liebe goldene Zeit, ins Jugendland, zurückgegangen. Da hat er die ersten Fäden angeknüpft und sie in die späteren

Jahre hineingesponnen, vielleicht nicht immer überzeugend. Aber was tuts? „Das Hochmutsnährchen“ strahlt so viel Sonne aus und zwingt uns so stark in seinen Bann, dass wir ganz mit ihm leben, lieben und lachen, und mit ihm uns härmen und freuen und allzugerne ein Tänzchen fahren möchten, besonders wenn die Hudelimusik, „die lüpfigste Ländlermusik der ganzen Urschweiz“, eins aufspielt. Wer musterte da noch zuerst sein Röcklein? Ist auch kein Fleckchen drin, und wie sitzt das Bröschlein am Halse?

ZÜRICH

ERNST ESCHMANN



SCHAUSPIELABENDE

Die Leser dieser Zeitschrift haben als erste die Caesar-Tragödie *Konrad Falkes* kennen gelernt. Nun ist vor kurzem das Drama *Caesar Imperator* über unsere Schauspielbühne im Pfauentheater gegangen als zweite Uraufführung eines Zürcher Autors in diesem Winter. Die Wiedergabe blieb der wichtigen weiblichen Gestalt, der Phryne (die aber bekanntlich keine Phryne ist) die Schönheit der Diktion und die Eindringlichkeit des Psychischen empfindlich schuldig. Das bedeutete um so mehr eine Einbuße, als die Aufführung mit aller Klarheit ergab, dass das opfermutige Eintreten des Mädchens für ihre Insel-Heimat und ihre Bewohner, die sie mit Preisgabe ihres Kostbarsten im Stand der Freiheit vom Römerjoch zu erhalten den Mut findet, das menschlich stärkste Agens des Dramas ist, und dass die niederträchtige Täuschung der Phryne durch den als Caesar sich darpierenden Marc Anton dem betrogenen Mädchen weit mehr Mitgefühl zuführt als dem betrogenen Weltbeherrscher, dessen Alterstragödie der Dichter zum Problem seiner Dichtung zu machen bestrebt ist.

Die psychologische Rechnung wird nicht rein gelöst. Die Historie steht gewissermaßen dem Autor im Wege. Eigentlich müsste die strengste Strafe den Antonius treffen, der sich einen Bubenstreich mit dem Caesar erlaubt, der nicht überboten werden kann, aus profunder Verachtung seines Herrn heraus. Für immer aus seinen Augen müßte ihn Caesar verbannen. Dann wäre das Feld für sein weiteres Handeln wieder rein: der frevelnd eingriff in des Caesars Machtbereich, den trifft rächende Strafe; aber auch die feigen Talynthier, die ihr Schönstes ohne Bedenken prostituieren, um eine Freiheit sich zu sichern, an deren Verteidigung sie niemals Leib und Leben gesetzt hätten, — auch sie sollen aus dem Gesichtskreis des Herrschers verschwinden. Falke lässt seinen Caesar den Antonius zwar scharf anschauen, aber weiter geschieht dem Manne nichts; in Caesars Racheaktion gegen die Talynthier aber mischt er etwas wie ein *dépit amoureux* des Imperators, der die Möglichkeit eines Liebesglückes in Phrynens Armen vergiftet sieht durch die Schandtät des Antonius, der die Blume frech für sich gepflückt hat. Und so erhebt sich beim Zuschauer die Frage: wie wärs nun aber gegangen, wenn Phryne jungfräulich unberührt vor den Herrn der Welt getreten wäre? Hätte er dann hinweggesehen über die Handlungsweise der Talynthier? Hätte er sich an der Seite des schönen Mädchens das Freiheitsversprechen für die Insel abschmeicheln lassen? Vielleicht hätte sich von diesem Boden eines auf seine alten Tage zum schmählichen Weiberknecht werdenden Caesars aus das Drama doch fester, einheitlicher konstruieren lassen? Hylas hätte zum Mörder der von ihm